

glotzi Verlag



Herausgegeben mit einem Nachwort
von Claudia Noth

Erstausgabe nach dem deutschsprachigen
Manuskript aus den Jahren 1935/36

Die französische Erstausgabe erschien 1937 in
Übersetzung unter dem Titel „La voie barrée“
bei Librairie Plon in Paris.

Die Textlegung der Ausgabe in deutscher Sprache
unter dem Titel „Weg ohne Rückkehr“ aus dem
Jahr 1982 bei Huber, Frauenfeld/Schweiz folgte
einer Rückübertragung aus dem Französischen,
die der Autor 1981/82 erstellt hatte, weil das
Manuskript verschollen war.

„Ist das wirklich alles wahr ...

Heldt nickte.

Es ist nur zu wahr ...“

Ernst Erich Noth, Straße gesperrt

Ernst Erich Noth
Straße gesperrt

Roman



2008
Frankfurt am Main

I. Kapitel

Der Student Hans Hesse hatte sich bis zu einem ereignisreichen Januartage des Jahres 1933 nie sonderlich um politische Angelegenheiten gekümmert. Wenn man erfährt, daß er, ein völlig mittelloser junger Mensch, dem Hunger und Entbehrung von früh an vertraut gewesen waren, im Deutschland der Kriegs- und Nachkriegszeit aufgewachsen war, in dem alles Dasein so uniform und offenkundig von politischen Ereignissen und Entscheidungen bestimmt schien, mag diese Feststellung merkwürdig erscheinen, sie wird es vielleicht noch mehr, wenn man ihr die Angabe hinzufügt, daß Hesse sich seit langem seinen Lebensunterhalt durch nebenberufliche Mitarbeit an einer großen Tageszeitung verdiente, deren sachkundig geleitete Spalten vor allem im Ausland als bester Führer durch das wirtschaftliche und politische Dickicht galten, in dem über sechzig Millionen Menschen im Herzen Europas zu leben gezwungen waren, und daß er sich vorher mehrere Semester lang fast ausschließlich mit historischen Arbeiten beschäftigt hatte. Da der junge Mann also für seine Gleichgültigkeit gegenüber dem politischen Tagesgeschehen nicht einmal die Entschuldigung sachlicher Unbildung beizubringen vermochte, muß angenommen werden, er hatte für sie Gründe anzuführen, die allen denen, die da glaubten, daß heutzutage nur noch die Politik Menschenschicksale zu formen imstande sei, belanglos vorkommen dürften.

Hans Hesse war durchaus kein Sonderling, er hatte Bekannte, Freunde und Geliebte. Seine Eltern waren bescheidene Kleinbürger, die sich eines Tages in Abwesenheit des einzigen Sohnes mit Leuchtgas vergifteten, als die allgemeine Krise, in ihrer unerbittlichen Wirkung durch die

Trunksucht des Vaters und die stete Kränklichkeit der Mutter noch verschärft, die letzten aus der Inflation geretteten Ersparnisse vernichtet und den kleinen Kramhandel ruiniert hatte, den sie unterhielten. Seit dem frühen Tode seiner Eltern hatte ihn eine unverkennbare Furcht vor Einsamkeit, noch mehr vielleicht eine uneingestandene Sehnsucht nach Zärtlichkeit, die er daheim nie erfahren hatte, davor bewahrt, ein verbogener Einzelgänger zu werden, der verbissen, ohne Rat, Beistand und Anlehnung, seinen Weg durch ein gefährdetes Leben sucht. Zwei Eigenschaften hatten ihn seit je einer eigentlichen politischen Betätigung und selbst einer bewußten Stellungnahme den drängenden gesellschaftlichen Tagesproblemen gegenüber ferngehalten. So nahm er seine eigene Entwicklung und seine Beziehung zu den wenigen Menschen, die ihm wirklich nahe waren, in einer so ausschließlichen Weise wichtig, daß er alles Gefühl an sie verschwendete. Außerdem besaß er infolge bestimmter häßlicher Einblicke in die Niederungen dieses Lebens, die ihm in frühester, wenig behüteter Jugend nicht erspart geblieben waren, ein übertriebenes Sauberkeitsbedürfnis, hinter dem sich allerdings auch Feigheit vor entschiedenem Einsatz und Angst vor angreifender Verantwortung verbargen, das ihm untersagte, entweder mit den neugierigen Händen des hungerissen Zuschauers im Schmutz zu wühlen oder sich gar, selbst in die Handlung einbezogen, im Schmutz zu wälzen, in dem er, eher einem instinktiven Verdacht als bestätigender Erfahrung folgend, sich jede politische Tätigkeit abspielen wähnte. Vielleicht könnte man den jungen Helden, dem, wie man schon ahnt, alle pathetischen Züge eines solchen fehlen wie der Zeit, in die er gestellt war und die wir ohne sonderlichen Stolz unsere Epoche nennen, einer bestimmten humanistischen Lebenshaltung bezichtigen, einer Einstellung also, die in seinem Vaterlande schon immer leicht verpönt war und die sich inzwischen in unserer ganzen von politischen Leidenschaften aufgewühlten Welt eines so großen Mißkredits erfreut, daß Rechts und Links, sonst bereit, um jeder andern Frage willen vernichtend übereinander herzufallen, in ihrer höhnischen und unerbittlichen Ablehnung durchaus einig sind. Man interessiert sich nicht mehr besonders für den einzelnen Menschen.

Dieser Meinung war Hans Hesse noch nicht, als er am 30. Januar 1933, morgens um zehn Uhr, im etwas zu kurz geratenen Bett seiner

überhaupt lieblos und unbequem eingerichteten Studentenbude einem tiefen Schlaf entwachte, in dessen Träume sich nicht die geringste Ahnung kommender Dinge geschlichen hatte, vor allem nicht, daß er mit seinem Erwachen einem größeren, allgemeineren, kurzum dem „deutschen Erwachen“ beizuwohnen berufen sein sollte, das laut späterer Verfügung der neuen Herren, die man gerade im Begriff war, dem unentschieden dahinvegetierenden Lande zu geben, an diesem Tage stattgefunden haben sollte.

Für Hans Hesse begann der Tag auf eine durchaus gewöhnliche Weise. Er wurde durch das Klopfen des Dienstmädchens geweckt, das, ohne ihm die Zeit zu lassen, sich überhaupt die Augen wachzureiben, ins Zimmer trat und mit energischem Ruck die Vorhänge zurückriß, so daß der Student unter dem unbarmherzigen Einbruch eines kalten, beißenden Lichtes die Augen gleich wieder gepeinigt schloß. Anna, so hieß das eben sechzehnjährige Dienstmädchen mit dem behördlich garantierten Anspruch auf den Titel einer Hausangestellten, sah genauso übernächtigt, ungepflegt und verwahrlost aus wie immer. Der Tee, den sie brachte, hatte dieselbe helle Wasserfarbe, die ihn den Studenten in den ersten Tagen nach seinem Einzug mit dem Rasierwasser hatte wechseln lassen, wovor ihn allerdings die Tatsache, daß das Getränk noch nie warm in seine Hände gelangt war, bei einiger Logik hätte bewahren können. Unter der Post war lediglich ein kurzes Schreiben seines Ordinarius von Interesse, der ihn zu einer Aussprache über seine kürzlich eingereichte Doktorarbeit, die zeitgenössische Literatur betreffend, noch für heute vormittag in seine Sprechstunde bestellte.

„Haben Sie heut' nacht denn nichts gehört, Herr Hesse?“ fragte Anna und setzte sich mit der selbstverständlichen Vertraulichkeit, die sie auszeichnete, auf das Bett des Studenten. Sie setzte sich jeden Morgen auf sein Bett, eine Geste, die sie übrigens keinem der Mieter ersparte, die in diesem Hause, einer herabgekommenen Villa, deren Besitzer einst bessere Tage gesehen hatten, zahlreich waren. Mit besonderer Beharrlichkeit nahm Anna jedoch diesen Lieblingsplatz bei Hans Hesse ein, der trotz mancher offenkundigen Aufforderung von solcher Nähe noch nie handgreiflichen Gebrauch gemacht hatte, nicht etwa aus übertriebener Tugendhaftigkeit, sondern weil er wußte, daß Anna mit jedem im Haus schlief, der es nur wollte, und auch weil der Geruch von

kaltem Fett und beißendem Staub, der ihrem verklebten Arbeitskittel entströmte, ihm zuwider war, vor allem aber, weil er in Gerda verliebt war. Als er an sie dachte, zog er mit kaum verhohlenen Widerwillen vor der lästigen Besucherin die Decke enger um sich und rückte noch mehr an die Wand zurück.

„Was soll ich denn gehört haben?“ fragte er mißmutig, erbost darüber, in ein Gespräch eintreten zu müssen, denn in diesem Haus hing man von Annas guter Laune in gefährlicher Weise ab. Wenn sie wollte, kam tagelang keine Post, erstickte man in Staub und Dreck und riskierte, zum kalten Tee auch noch harte Semmeln von gestern und älter noch zu kriegen.

„Der Herr hat schon wieder versucht, zu mir ins Zimmer zu kommen. Er versucht es immer wieder. Ich bin nicht so eine.“ Sie nahm eine gekränkte, empörte Miene an und rückte die Bettkante noch etwas höher hinauf. Eine unbestimmte Erwartung stand in ihren halbgeschlossenen Augen.

Der Student wandte sich ab und beschloß zum hundertsten Male auszuziehen, obwohl er genau wußte, er würde sein Vorhaben nicht ausführen, nicht nur aus Bequemlichkeit, er haßte Umzüge, sondern weil das Zimmer, trotz aller Nachteile, recht billig war. Die Wirtsleute duldeten, teils aus Schlamperei, teils aus berechnender Geldgier, um ihre Mieter zu halten, großzügige Zahlungsmodalitäten. Man brauchte nicht unbedingt am Ersten jedes Monats die Rechnung zu begleichen, man konnte sogar die Zahlung in Raten vornehmen und solche Annehmlichkeiten zählen, wenn man nicht über regelmäßige Einnahmen verfügt.

„Es wird wohl halb so schlimm gewesen sein“, bemerkte der Student gähnend. „Vielleicht sind Sie zu ihm ins Bett gekommen, Sie haben sich ja auch auf meines gesetzt“, fuhr er fort mit dem Versuch, erzieherisch zu scherzen.

Anna kicherte.

„Zu Ihnen hab' ich auch Vertrauen“, sagte sie würdig. „Aber dem Herrn werde ich's anstreichen. Ich sag's meinem Verlobten. Wir werden ihn anzeigen. Es gibt da so einen Paragraphen, Ausnutzung eines Abhängigkeitsverhältnisses oder so. Und die Zeiten werden sich überhaupt mal ändern. Dann kommt's anders für die feinen Leute.“

„Na, so fein sind sie ja nun wieder nicht“, gab Hesse zu bedenken. „Leben von der Miete.“

„Geschieht ihnen nur recht, den jüdischen Schiebern“, gab Anna zurück, „sie haben die anständigen Volksgenossen lange genug ausgesaugt.“

Der Student horchte auf. Politische Randbemerkungen Annas waren ihm neu.

„Er ist ja gar kein Jude, soviel ich weiß“, sagte er. „Wo haben Sie denn diese Weisheiten her?“

„Mein Verlobter wird's doch wohl wissen“, erwiderte sie heftig. „Er ist nicht umsonst bei der S.A. Na, die feinen Leute werden jedenfalls nichts zu lachen haben, wenn die Abrechnung kommt. Ist es nicht allershand, daß man hier ein unschuldiges Mädchen verführen will? Hier hat's überhaupt keine lange ausgehalten, immer ist der Herr hinter den Mädchen her.“

„Wie die Mädchen hinter ihrer Arbeit“, bemerkte Hesse gähmend, wieder gleichgültig. „Ich muß jetzt aufstehen.“

„Lassen Sie sich nicht stören“, sagte Anna, „ich kann ja gleich mit dem Aufräumen anfangen.“

Er ließ sich nicht stören. Aber er war ärgerlich. Der Tag schien ihm durch einen solchen unliebsamen Beginn, durch dies Gesicht, diese Gesellschaft, diese uninteressante Verdorbenheit, verleidet. „Nie wird man Gerda hier empfangen können“, dachte er. Außerdem, hier zog sich seine Stirn in Falten, würde sie nie kommen, dürfte er nie wollen, sie käme. Sie lebte mit Georg. Georg, seit einigen Monaten Dozent, war sein Freund. Nicht daran denken! Vergessen! Freundschaft, Kameradschaft, mehr nicht, Kameradschaft zu dritt, warum nicht? Er wußte aber, er verlangte lange schon nach viel mehr. Er fürchtete zu wissen, auch Gerda könnte anderes von ihm wollen als nur Kameradschaft. Aber da war Georg ... Immer ist es die Frau, die eine Freundschaft auf die Probe stellt. Und Freunde sind seltener als Frauen. Er schämte sich der Möglichkeit zum Verrat, die er in sich spürte. Er beschloß, zum wievielten Male wohl, mit Georg zu sprechen, sich ihm zu stellen. So steht es, es ist schlimm, gemein, schmeiß mich raus, wenn du willst, aber ich muß es dir sagen! Doch gleich verwarf er diesen Gedanken wieder. Es war natürlich unmöglich.

Er machte sich fertig. Anna sah ihm zu, mit geilem Bedauern und dummen Bewundern folgte sie seinen Bewegungen. Er ging ohne Gruß aus dem Zimmer. Ein Student im letzten Semester. Doktor in wenigen Tagen. Vielleicht auch Dozent in einem Jahr. Eben dreiundzwanzig Jahre alt. Ein junger Mensch mit seinen Sorgen, seinen Sehnsüchten. Als er aus dem Tor trat, zuckte er zusammen und schlug den Mantelkragen höher. Ein kalter Januarwind fiel über ihn her.

*

Er mußte längere Zeit warten, bis er vorgelassen wurde. Zwar hätte er unter wichtigtuereischer Vorweisung der morgens empfangenen schriftlichen Aufforderung jederzeit als Nächster durch die polsterverkleidete Tür in das behagliche, in dieser auf nüchterne Zweckmäßigkeit abgestimmten Atmosphäre mit fast gesucht wirkendem Geschmack eingerichtete Sprechzimmer des Ordinarius eintreten können, doch als er die lange Reihe der schon vor ihm Wartenden überblickte, unter denen er manchen Bekannten durch Kopfnicken oder einen kurzen Händedruck begrüßte, erinnerte er sich der qualvollen und demütigenden Stunden, die er selbst schon in Vorzimmern, vor Aufregung und Ungeduld zitternd, zugebracht hatte, was den Harrenden, die sich gegenseitig in höflichem Mißtrauen überwachten, die kostbaren Minuten bedeuten könnten, die es dem wegen seiner sprichwörtlichen Unpünktlichkeit bekannten Professor in unnachgiebigem Ausharren abzulisten galt. Seit langem hatten sich den meisten Studenten unter dem Druck der größten und engsten Alltagssorgen Sinn und Zweck des Studiums gewandelt. Selten waren die Besucher, die zu ehrlicher und gründlicher Aussprache über rein wissenschaftliche Fragen in die Empfangszimmer drangen. Was die meisten von den mächtigen Herren über Examen und Protektion wollten, waren Beistand und Hilfe. Für einen galt es, Gebührenerlaß oder Zahlungsaufschub für das Semestergeld zu erwirken, für den andern, eines der zusammengeschrumpften Stipendien zu erlangen, für einen Dritten ging es um Beurlaubung oder Vorverlegung des Examenstermins, beides wichtige Möglichkeiten zur Ersparung weiterer oder höherer Kosten für die schmale väterliche Börse oder die eigene, in anstrengender und zeitraubender Nebenbeschäftigung erarbeitete Bar-

schaft. Solcher bitteren Eindrücke voll, die ihm schon lange und bis zum Überdruß vertraut waren und um deren Unabänderlichkeit er zu ahnen glaubte, sich persönlich aber schon eines bestimmten außenseiterischen Gefühls bewußt, empfand Hans Hesse plötzlich mächtig ein Gefühl der Erleichterung in der Gewißheit, in wenigen Wochen würde für ihn dies alles zu Ende sein. Was danach käme, wußte er nicht genau, er glaubte jedoch einigen Grund zu haben, sich nicht allzugroße Sorgen über das unmittelbare Zukunftsproblem machen zu müssen. Nach hartem Beginn und widrigen Augenblicken kannte er für sich jetzt ein paar Chancen beruflichen Weiterkommens in Wissenschaft oder Journalismus, deren er sogar versichert zu sein glaubte, soweit von Sicherheit in einer Epoche die Rede sein konnte, aus der gerade dieser Begriff für immer entschwunden schien.

Erst nach einer Stunde unlustigen, schweigsamen Wartens stand er Professor Müller gegenüber, der sich eigens aus dem bequemen Ledersessel erhoben hatte, in dem er hinter einem wuchtigen Schreibtisch zu thronen pflegte, um dem Besucher die Hand zu reichen. Dieser war wie immer, wenn er mit Müller länger und allein zusammenkam, verlegen, von widerspruchsvollen Gefühlen der Abwehr und pflichtschuldiger Dankbarkeit gepeinigt. Der Lehrer war dem Studenten gleichgültig, seitdem er sich von seiner Mittelmäßigkeit überzeugt hatte, der Mensch aber war ihm manchmal fast unsympathisch. Es hatte langer Zeit bedurft, ehe er ein rechtes Verhältnis zu diesem Universitätsmächtigen hatte finden können, und, dem ganzen Charakter des Ordinarius nach, konnte dies Verhältnis nur das eines wachsamem, mißtrauischen Opportunisten sein, wobei es vor allem darauf ankam, sich dem empfindlich Eitlen gegenüber nicht allzuviel an einfachster Menschenwürde zu vergeben.

Professor Müller, der unter Verwendung der modernsten kosmetischen Mittel, unter denen Farbtinkturen für das stark gelichtete Haar und den um so stattlicheren Schnurrbart ihre besondere Rolle spielten, den weiblichen Mitgliedern seines Auditoriums den Umstand zu verbergen strebte, wie bedenklich er der Altersgrenze nahegerückt war, bei deren Erreichen laut Beamtengesetz die Zwangspensionierung zu erfolgen hat, war auch heute wie stets mit ausgesuchter Sorgfalt gekleidet. Er trug einen dunkelbraunen Anzug diskreter Musterung, aus schwerem

englischen Stoff vom ersten Schneider der Stadt gefertigt, und auf der etwas zu lebhaften roten Krawatte blitzte die große Perle, an der er während seiner Vorlesungen des öfteren kokett zu nesteln pflegte. Solche absichtsvollen Äußerlichkeiten hinderten indessen den Beschauer bei näherem Zusehen nicht, einen eindrucksvollen Widerspruch zur gewollten und angenommenen Forscheit in der fahlen Schlawheit der Gesichtszüge, in den unzähligen Falten und Fältchen eines Antlitzes zu entdecken, dem allerdings ein faunischer Ausdruck, der die breiten, stets wie lüstern gewölbten Lippen umspielte, durchaus ein interessantes Gepräge gab und der auch davon zeugte, daß hinsichtlich bestimmter galanter Abenteuer, die eine klatschsüchtige Gesellschaft und ein klatsch- und rachsüchtiges Seminar ihm nachsagten, noch keineswegs die Rede von einem Erreichen jener Altersgrenze sein konnte, wo ein sehr schlichter und quälend endgültiger Abschied winkt.

Wie immer stand Hesse also diesem Mann, dessen gleichsam beredte Körperlichkeit sich zuallererst jeder Aufmerksamkeit aufdrängte, mit einer Mischung von schwer zu verhehlender Abneigung und einem gewissen Gefühl von Annäherungsbereitschaft gegenüber, woraus ihm einiges Unbehagen erwuchs. Er teilte nicht alle Vorurteile, die der allgemeine Klatsch, aber auch interessierte Mißgunst, um den Professor geschaffen hatten. Beispielsweise glaubte er nicht an das Märchen, Studentinnen schnitten wegen der besonderen Hinneigung des Professors zum zarten Geschlecht im Examen günstiger ab als ihre männlichen Kommilitonen. Indessen war er mit anderen davon überzeugt, Müller verdanke seine Karriere weniger der eigenen wissenschaftlichen Zulänglichkeit als einer opportunen Vermögensheirat und der geschickten Pflege seiner Verbindungen und Beziehungen. Was ihm den Mann wiederum sympathischer machte, war seine öfters bekundete Neigung, wirklichen menschlichen Kontakt zu einigen seiner Studenten zu gewinnen, Bemühungen, die, obwohl vielleicht Ausbrüche schlechten Gewissens, ihn manchmal zu tatkräftigem Eingreifen vermögen konnten. In solchen Augenblicken, wo er allzu bereit war, Schranken niederzureißen und Brücken zu schlagen, klang ein echter Unterton von Werbung, wie Bitte fast um Anerkennung, aus seinen Worten, denn trotz seiner selbstgefälligen Eitelkeit, die sich manchmal auf die zudringlichste Weise äußern konnte, wußte der Professor in niedergedrückten

Stimmungen um seinen wahren Wert und seine wahren Grenzen, wie mancher aus Schwäche geltungshungrige Mensch, der Gelegenheit hat, in einsam durchwachten Nächten eine Selbstgegenüberstellung vorzunehmen, deren Ergebnisse allerdings so niederschmetternd sein können, daß man sich hütet, im klaren Tageslicht ehrliche Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen. Auf jeden Fall ahnte Hans Hesse um solcherlei Vorgänge und Stimmungen in dem Mann, dem er es im Grunde nicht verzieh, daß er ihn jetzt herzlich empfing, weil er sich durch Demütigung und Unterwerfung ein Recht auf solch bevorzugte Behandlung erkaufte hatte. In der Tat hatte er erst seit jenem Zeitpunkt wahre Förderung von ihm erfahren, als er darauf verzichtete, ihm in Seminaren offen in der Diskussion zu widersprechen, der Belehrung und Warnung älterer Semester und Freunde folgend, die nach ähnlichen Erfahrungen zur Weisheit des Kompromisses gelangt waren, denn wer nicht wirtschaftlich so selbständig oder hinsichtlich seiner Aussichten wissenschaftlichen Weiterkommens so ehrgeizlos war, um auf die hinter einer gleichgültigen Objektivität verborgene, aufgebrauchte Ungnade des Herrschers über das Examen keine Rücksicht zu üben, konnte auf eine äußerlich betonte Übereinstimmung und Anhänglichkeit nicht gut verzichten.

Die eigentliche Unterredung war kurz und in allen sachlichen Punkten für den Studenten erfreulich. Seine Arbeit hatte sehr gefallen. Der Professor hatte sogar schon ihre Veröffentlichung in einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift ins Auge gefaßt, erklärte sich bereit, Vorwort und Kommentar zu übernehmen und bat, wie er sich halb scherzend noch, halb schon ernsthaft am Projekt interessiert, ausdrückte, um die Ehre, als Co-Autor auftreten zu dürfen. Er lobte vornehmlich die dem Gegenstand eigentümliche Verquickung von wissenschaftlicher Gründlichkeit und anteilsvoller Zeitnähe.

„Solcherart stelle ich mir überhaupt unser Verhältnis zum lebenden Schrifttum unserer Zeit vor“, bemerkte er unter andrem, „es ist unsere Pflicht, ihr mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich habe mich stets bemüht, mit meiner Zeit, mit der Jugend Schritt zu halten“, bekundete er in etwas gefälliger Weise, und wiederum wurde es dem Studenten schwer, einen Unterton von Werbung zu überhören. Für einen kurzen Moment verfinsterte sich Müllers Gesicht. „Mir ist manchmal sehr

bange um das Schicksal unserer Wissenschaft“, fuhr er endlich seufzend fort, „diese unhaltbaren politischen Zustände, die heftigen Leidenschaften, der Ansturm der Extreme. Sehen Sie, ich gehöre keiner Partei an, habe nie einer angehört“, und tatsächlich war ihm eine solche Verhaltensweise stets als wesentlicher Teil seines geschickten Systems persönlicher Lebensklugheit von Bedeutung gewesen, „aber wenn jetzt eine dieser extremen Bewegungen an die Macht gerät, ein totaler Staat die Freiheit von Forschung und Lehre in politische Opportunität umzufälschen droht, denken Sie nur an Rußland, an Italien, was wird dann aus uns, unsrer Arbeit?“

„Ich habe mir diese Fragen eigentlich noch nicht gestellt“, gestand der Student mit einiger Verlegenheit. Er suchte in seinem Gedächtnis nach einem neutralen Allgemeinplatz, welcher der vagen Liberalität des Professors entsprechen könnte, wie etwa, man kann den Geist nicht töten, aber er gab die Bemühung auf.

„Und wird man uns unsere Unabhängigkeit eines Tages nicht vorwerfen?“ fuhr Müller wie im Selbstgespräch fort. „Ich kann abtreten, aber wer wird uns folgen, wer von den Jungen?“

Plötzlich sah er Hesse voll an, der schweigend dastand, beklommen abgewandt und in sich nicht den Mut fühlte, mit einer sentimental oder beflissenen Lüge zu antworten: „Wir, Herr Professor, die von Ihnen geformt wurden.“ Er konnte es nicht, er wollte nicht, daß aus einem Geplauder eine Begegnung würde, die seine Vorbehalte, um deren Richtigkeit er allem Augenschein zum Trotz weiter ahnte, in einer vorbereiteten Aufwallung hinwegschmolz.

Und so fand der Professor nach einer Minute nachhaltiger Enttäuschung, die schwer auf dem Schweigen lastete, Gelegenheit genug, zu einer abstandsvolleren Höflichkeit zurückzufinden, indem er scherzend fragte:

„Und worin wollen Sie denn von mir geprüft werden, im Mündlichen? Nun, ich kenne ja Ihre Spezialitäten, es wird ein gutes Examen werden, machen Sie sich keine Sorgen, Herr Kollege.“

Damit war der Student entlassen. Es war spät geworden. Nachdenklich drängte er sich durch das Gewühl der aus den Hörsälen in die Seminare zurückströmenden Studenten und ging in die in den Kellerräumen untergebrachte Mensa, um dort für billiges Geld rasch zu Mit-

tag zu essen. Wäre nicht ein nagendes Unbehagen nach der Unterredung in ihm zurückgeblieben, hätte er Georg sicher herzlicher die Hand gedrückt, mit dem er im Getriebe der Flure zusammenstieß. Jetzt aber erinnerte ihn das vertraute Lächeln des Freundes an die Existenz einer Beziehung, die ihn stärker beunruhigte und die er Grund hatte, um vieles wichtiger zu nehmen als die Fragen, die zwischen ihm und Müller offen blieben.

Georg sah müde und abgespannt aus. Hesse nahm besorgt die tiefe Unmutsfalte wahr, scharf über dem linken Auge in die Stirn gezogen, die ihm nur allzugut vertraut war.

„Ärger?“ fragte er teilnahmsvoll und war doch gleich der Unmöglichkeit eingedenk, nach den Ursachen zu forschen, denn er fürchtete, sie möchten mit Gerda zusammenhängen, deren Namen zu hören und auszusprechen er vor Georg just unter allen Umständen vermeiden wollte.

Darum berichtete er, um abzulenken, mit lauter Stimme gegen den umgebenden Lärm lebhaften Stimmengewirrs und unablässigen Geschirrklopperns in dem von Suppenbrodem und kaltem Tabakrauch erfüllten Raum ankämpfend, von seiner Besprechung mit Müller.

„Vielleicht will er dich zum Assistenten haben“, äußerte Georg.

Hans indessen fand sich Gründe, eher mit Unbehagen einem solchen Verhältnis langwieriger und peinlicher Abhängigkeit entgegenzusehen, mit dem er sich den Eintritt in eine übliche Universitätslaufbahn hätte erkaufen müssen, und begnügte sich mit der ausweichenden Bemerkung:

„Um so besser, dann wären wir ja auch Kollegen.“

Georg sah ihn ironisch an.

„Würde dich das wirklich reizen? Dann sei nur bei der Wahl des Themas für deine Antrittsvorlesung vorsichtiger als ich es war.“

Hans wußte, der Freund hatte, seinen unbegrenzten Neigungen folgend, ein nur Spezialisten zugängliches Thema aus der mittelalterlichen Geschichte gewählt.

„Du müßtest schon über ‚die Rolle der Erotik im Minnesang‘ oder ‚Dichtung als Verdrängung und Abreaktion‘ sprechen, um volle Hörsäle zu machen, etwa wie der Herr Kollege vom soziologischen Fach, der über das nur äußerlich harmlose Thema ‚Soziologie des Familienlebens‘ liest, da strömt die moderne Jugend nur so hinein.“

Hans sah ihn unruhig an. Wie stillschweigender Abmachung folgend, hatten sie seit langer Zeit nur selten über Universitätsangelegenheiten gesprochen, und die echte Bitterkeit, die der Sarkasmus der Redewendungen eher unterstrich als verschleierte, schien ihm schlecht zu Georg zu passen, den er in seiner Arbeit und in seinem ganzen Verhalten gleichsam erhaben über alle kleinliche Polemik und Eifersüchtelei wußte.

„Du scheinst nicht gerade gut gelaunt“, meinte Hans.

„Ich bin etwas nervös, schlafe zu wenig, wahrscheinlich“, gab Georg zu. „Du weißt, das Theater, es ist doch anstrengend, sie jeden Abend abzuholen, nach Mitternacht noch auszugehen, obwohl ich natürlich verstehe, daß sie nach dem Spielen eine gewisse Ablenkung nötig hat. Aber meine Arbeit leidet darunter.“

„Ein guter Stoff“, versuchte Hans krampfhaft zu scherzen, „der Gelehrte und die Schauspielerin oder der Weltfremde und die Welt dame.“

Georg schaute ihn an, prüfend und mißtrauisch, wie es Hans für einen unbehaglichen Augenblick lang scheinen wollte.

„Ich muß mein Buch so rasch wie möglich fertig haben, der Verleger drängt“, fuhr Georg indessen nur fort. „Du weißt, es wird meine erste ernsthafte Veröffentlichung werden.“

Hans schämte sich seiner empfindlichen Nerven, des Verdachts der Hinterhältigkeit, den er sekundenlang gegen den Freund gehegt hatte, in der Befürchtung, sein Verhalten hätte schon die Verwirrung der Gefühle verraten, in der er seit einiger Zeit, seit der „Zeit Gerda“ lebte.

„Du tätest mir einen Gefallen“, versicherte Georg, „wenn du sie, falls du nichts anderes vorhast, öfters abholen und heimbegleiten könntest, heute abend zum Beispiel. Du weißt, ich habe ihre Kollegen nicht gern“, fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu.

Hans suchte nach einer Ausrede. Beinahe war er über die offenkundige Ahnungslosigkeit des Freundes fast aufgebracht, und doch auch schon bereit, einer unwiderstehlichen Verlockung nachzugeben.

„Also gerade mir willst du sie anvertrauen“, brachte er vor. Leichtthin sollte es klingen, und doch versuchte er, einen Akzent von Warnung und Flehen um Verständnis in seine Stimme zu legen.

„Warum etwa nicht?“ erwiderte Georg erstaunt. „Ich könnte mir anstrengendere Freundschaftsdienste denken, um die ich dich einmal zu bitten hätte.“

„Natürlich tue ich es sehr gern“, gab Hans nunmehr zu. „Ich wollte heute abend sowieso ins Theater gehen, Pressekarte, natürlich.“

„Nun, das paßt ja großartig“, antwortete Georg.

„Ausgezeichnet“, bestätigte Hans und merkte, wie er rot wurde. Nachdenklich sah er den Freund an, suchte in dem feingeschnittenen, etwas blassen Gesicht, in den dunklen Augen, die weich und schwermütig zu blicken schienen und in denen er doch viel männlichen Ernst wußte, nach einem Alarmzeichen. „Als ob ich in dies Gesicht schlüge“, dachte er gequält unter seinen Gedanken, die längst schon wieder um Gerda kreisten.

Sie hatten inzwischen ihre Bestellung gemacht.

„Man wird meinen, ich wollte mich populär machen“, bemerkte Georg, als die Kellnerin sehr erstaunt und fast zögernd nach seinen Wünschen gefragt hatte. „In Wirklichkeit esse ich hier nur, weil ich sparen muß.“

„Wir alle“, ergänzte Hans. Aber er machte sich seine Gedanken, denn er wußte, daß Georg in leidlich gesicherten Verhältnissen lebte. „Übrigens steht ihr der Pelzmantel wirklich ausgezeichnet“, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln.

Georg lachte ihm dankbar zu.

„Du merkst auch alles“, meinte er anerkennend.

Als ihre Unterhaltung nun endlich spannungsloseren Gegenständen zuzustreben schien, wurden sie durch eine gewisse Unruhe am Nebentisch gestört. Vier Verbindungsstudenten saßen dort, die bunten Mützen in den Nacken geschoben, Pyramiden von schon leeren Gläsern vor sich, und droschen ihren Skat. Sie hatten sich offenbar schon lange dieser kurzweiligen Beschäftigung hingegeben, vielleicht hatten sie ungewöhnlicherweise schon frühzeitig in der Universität zu tun gehabt, wo man ihresgleichen außerhalb der Ehrenhalle, wo sie je nach ihrer Stimmung und dem Grad ihrer eingebildeten Feinheit steife oder lärmende Stehkonvente abzuhalten pflegten, nur selten in Hörsälen, noch seltener aber in der Mensa traf, die fast ausschließlich von minderbemittelten Studenten besucht wurde, die nur wenige Groschen für eine Mahlzeit anzulegen hatten. Aus den Abzeichen, die deutlich sichtbar an den Rockaufschlägen der Spielenden prangten, ging zweifelsfrei hervor, daß sie Wert darauf legten, für Jünglinge stramm nationaler Gesinnung

zu gelten. Eine Kellnerin war an ihren Tisch getreten und hatte sie eher verlegen als mahnend aufgefordert, die Partie zu beenden, da sie zum Mittagessen decken müßte. Die jungen Leute spielten indessen ruhig weiter, doch legten sie nun, als sie sich, demonstrativ in ihre Beschäftigung vertieft, beim Reizen die Zahlen „einundzwanzig, dreiundzwanzig, siebenundzwanzig“ zuriefen, eine herausfordernde Betonung in ihre Stimmen, die mit der üblichen Monotonie solcher spieltechnischer Bemerkungen nicht allzu vereinbar schien. Als die Kellnerin, nun ihrerseits unwillig, nicht abließ, warf einer der Spielenden, dessen von tiefen Schmissen durchfurchtes Gesicht auch noch ein Monokel zierte, als wollte sein Träger den Beweis erbringen, daß der Menschenschlag, dem er sich zurechnete, auch außerhalb der Karikatur lebendig erhalten geblieben sei, mit hartem Ruck seine Karten auf den Tisch und rief mit schnarrender Stimme seinen Mitspielern zu:

„Macht doch schon Platz für die Abfütterung der Mensakulis!“

Georg wurde bleich. Er stand auf, und als die mit herausfordernd selbstzufriedenen Grimassen dem Ausgang zustrebenden Studenten den Dozenten erkannten, flüsterten sie sich tuschelnd etwas zu und schritten um eine Spur eiliger aus. Auch Hans Hesse war aufgesprungen, und er sah, daß an vielen Tischen diesem Beispiel gefolgt wurde. Hart am Ausgang, wo bisher in eifrig diskutierende Gruppen aufgelöst oder einer versunkenen Lektüre der ausliegenden Tageszeitungen hingegeben mehrere Studenten saßen, von denen auch Hesse wußte, sie gehörten zu jener schwachen aber sehr aktiven Minderheit, die unter marxistischen Losungen die minderbemittelte Studentenschaft zusammenzuschließen erstrebte, sprangen zwei jungen Männer auf und konnten nur mit Mühe von einem andern, in dem Hans seinen Zimmernachbarn erkannte, mit dem er lediglich in einem freundlich gleichgültigen Grußverhältnis stand, davor zurückgehalten werden, sich auf die Korpsstudenten zu stürzen. Hans und Georg eilten hinzu. Georg, um mit seiner Autorität, die er allerdings nicht überschätzte, einen Zusammenstoß zu verhindern. Hans eher vom gegenteiligen Wunsche beseelt, denn die Kläglichkeit der Provokation hatte ihn aufgebracht, und ohne sich ihre Ursache und Tragweite ins Politische zu übersetzen, juckte es ihn einfach in den Fingerspitzen, den Monokelträger mit andern als akademischen Argumenten außer Gefecht zu setzen. Aber die Buntbemützten waren schon

enteilt. So war Hesse in seiner vorübergehenden Aufgebrachtheit geneigt, der Bemerkung eines jungen Mannes zuzustimmen, dessen Äußeres offenbar den Nazi verriet und der sich nun an die aufgesprungenen Kommunisten wandte:

„Ihr hättet ihnen ruhig in die Schnauze hauen sollen, mit denen haben wir nichts zu tun.“

Man sah ihn indessen nur skeptisch und spöttisch an.

„War das nicht euer Abzeichen, das er trug?“ fragte der eine Student ruhig, in dem Hans vorhin seinen Zimmernachbarn erkannt hatte.

„Das schon“, gab der Gefragte gedehnt zu, „aber das sind Konjunkturjäger, die von den revolutionären Elementen der Partei abgelehnt werden. Auch die werden wir klein kriegen, wenn wir an der Macht sind.“

„Na, dann nehmt sie nur bald, die Macht, müßt sie nur kriegen“, wurde ihm Bescheid. „Vielleicht schenkt sie euch Thyssen wirklich eines Tages und die Ost-Elbier, wenn die Herrschaften den Knüttel brauchen, mit dem ihr auf die Proleten einschlagen wollt.“

„Ihr seht alles falsch und einseitig“, erwiderte der Nazistudent, „wir kennen keine Klassenunterschiede, bei uns gilt nur der Volksgenosse.“

Er sah sympathisch aus, groß und kräftig, im Auftreten unbefangen und selbstsicher.

„Wenn Sie glauben, was Sie da sagen“, bemerkte der schon erwähnte Zimmernachbar Hesses, „können Sie mir leid tun. Dann gehören Sie zur Partei der betrogenen Betrüger. Schade.“

„Ich gehöre zur Partei, die Deutschland aus der Schande der letzten vierzehn Jahre erlösen und dem Lande Arbeit und Brot geben wird.“

Dies klang Hesse ein wenig auswendig gelernt, wenn auch die Überzeugung, die aus den Worten zu brechen schien, der Phrase fast Leben einhauchte.

„Amen“, rief einer aus der Gruppe, aber die Freunde hatten keine Neigung mehr, der Debatte zu folgen, und sie begaben sich an ihren Tisch zurück, um ihre inzwischen erkaltete Bohnensuppe mit Würstchen zu verzehren.

„Einen von den bemühten Eseln erkenne ich“, sagte Georg plötzlich. „Er sprach mich einmal nach der Vorlesung mit Herr Professor an. Ich hab' ihm in der Meinung, er wolle sich lustig machen, gesagt, er

müsse Herr Geheimrat zu mir sagen. Er tat es, ganz ernsthaft.“ Er lächelte verächtlich. „Stell dir vor, daß die Brüder an die Macht kommen. Dann ist es aus mit allem, wieder aus, wie ich als Historiker hinzufügen muß. So sehen die Retter des Vaterlandes aus.“

„Es scheint auch andere dabei zu geben“, gab Hesse zu bedenken. „Der Junge da eben.“

„Ich kenne ihn“, murmelte Georg. „Er hört bei mir. Hatte ganz interessante Gespräche mit ihm. Scheint übrigens in seiner Partei eine gewisse Rolle zu spielen. Kann euch ja mal bekannt machen, wenn es dich interessiert.“

„Warum nicht“, sagte Hesse leichthin, „ein Nazi, der in Vorlesungen geht, und noch dazu in deine, obwohl ich Romantiker nicht besonders mag.“

„Vielleicht sollte man sich doch mehr mit der Geschichte unserer Zeit beschäftigen“, sprach Georg plötzlich, und die Sorgenfalte war noch tiefer als sonst in seine Stirn gegraben, als er über den Tisch hinwegstarrte. „Komm übrigens heute abend noch zu uns rauf, wenn du Gerda abholst. Ich möchte dir das letzte Kapitel vorlesen. Gehen wir noch Kaffee trinken?“

„Ich muß zur Zeitung“, wehrte Hans ab. Ihm war eben beim Zahlen eingefallen, daß er noch Anspruch auf ein ausstehendes Honorar hatte, und er wollte Gerda Blumen auf die Bühne schicken, anonym natürlich, denn er wußte, sie hatte Freude daran, sich an solchen Beweisen möglichst vieler Bewunderer zu entdecken. Sie war ehrgeizig in ihrem Beruf. Und Georg war über solche Blumenspenden für sie stolz und zufrieden. „Manchmal könnte man meinen“, dachte Hans Hesse wieder wie schon öfters zuvor, „er könnte gar nicht eifersüchtig sein.“ Ernsthaft hatte er diese Möglichkeit indessen noch nie bedacht, sie dünkte ihm doch zu ungeheuerlich, und wieder schien ihm der Blick, den Georg ihm zum Abschied schenkte, unruhig, prüfend und wie von Trauer erfüllt.

II. Kapitel

Das große Zeitungsgebäude, dessen anspruchslose Fassade den vorüberhastenden Fußgängern keinen Eindruck von der Gediegenheit der Maschinsäle, Kontore und Redaktionszimmer vermitteln konnte, lag im Zentrum der Stadt, den alten Vierteln schon näher, in denen noch manche liebevoll bewahrte Spur von der wechselvollen geschichtlichen Vergangenheit einer einstmals freien Reichs- und Handelsstadt wie von einem nunmehr endgültig verschwundenen Wohlstand ihrer Bürger Zeugnis ablegte, deren geheimer Stolz indessen das WELTBLATT geblieben war, das ihnen die berechnete Konzession der Unterhaltung eines lokalen Teiles gemacht hatte. Das WELTBLATT gehörte zu den Organen, die sich – aus Gründen, die sich dem wirtschaftlich Uneingeweihten, um bestimmte Hintergründe Unwissenden, kurzum dem Durchschnittsleser für immer der Kenntnis zu entziehen hatten – sowohl den Luxus einer beschränkten Abonnentenziffer als auch den eines zwar noblen, aber umfanglosen Inseratenteils leisten konnten und doch Einfluß und Macht hatten, also zur Kategorie der eher vielzitierten und vielkommentierten als vielgelesenen Blätter, die schon durch ihre schlicht vornehme Aufmachung wie durch einen künstlich hochgehaltenen Bezugs- und Verkaufspreis darauf hinwiesen, erlesen, also nicht von jedermann gelesen, zu sein.

Hans Hesse imponierte übrigens vornehmlich die großzügige Bezahlung der freien Mitarbeiter. Er hatte seiner ganzen wirtschaftlichen Lage nach Grund, eine Vornehmheit zu schätzen, die sich in Ziffern und Scheinen ausdrückte und vor allem in Hinsicht darauf des Vorzugs eingedenk zu sein, im Allerheiligsten der Redaktion schon wie zugehörig ein- und auszugehen. Da er heute nur zur Abholung eines Honorars erschien, das er auf zärtliche Weise zu verschwenden bereit war, löste er sich mit besonderem Behagen aus dem dicken Gewühl der Passanten, die mit erfrorenen Gesichtern, sorgenvollen oder gleichgültigen Ausdrucks, der sich den Scharen von hingekauerten Bettlern und verzweifelt lärmenden Straßensängern gegenüber ohnedies zu empfehlen schien,

über die Straße hasteten, und trat in die wohltuend durchwärmte Vorhalle ein, vom Portier, dessen Haltung und Livree die Anschaulichkeit der Institution diskret unterstrichen, der er wachsam diente, mit achtungsvoller Freundlichkeit begrüßt, dann aber gleich hart von einem Laufjungen angerannt, der vor ihm den Fahrstuhl zu gewinnen trachtete.

„Dicke Luft! Extraausgabe!“ brüllte der Bote ihm statt jeder Entschuldigung zu, setzte den Lift in Gang und ließ Hans ohne Weiteres stehen. Der Portier verharrte unbeweglich. Er hatte schon viele Extraausgaben erlebt, diejenige, die ihm wirklich Schicksal angezeigt hatte, war über der Zeit fast vergessen: August 1914, Generalmobilmachung, einen Monat später war der erste Sohn gefallen, drei Jahre darauf kehrte der zweite und letzte zurück, ein Krüppel, aber von der Zeitung gut versorgt, die den gewissen Dank des Vaterlandes in Privatinitiative übernahm und den im Grunde Arbeitsuntauglichen mit einer leichten, angemessen bezahlten Büroarbeit betraute. Und jetzt drohte schließlich kein Krieg. Niemand dachte an so etwas, in der Hinsicht konnte der Portier den auf den Tenor der Völkerverständigung abgestellten außenpolitischen Artikeln seiner Redaktion nur Recht geben. Bürgerkrieg hingegen gab es seit einiger Zeit fast alle Tage, da schossen sie in den Straßen aufeinander, aber damit hatte man nichts zu tun, und schließlich war die Polizei dazu da, anständige, friedliebende Bürger zu schützen, ein bißchen mehr Ordnung konnte dem Land überhaupt nichts schaden. Dem unbeweglichen Gesicht des Portiers merkte man natürlich selbst diese banalen Erwägungen nicht an, und seine ganze Aufmerksamkeit galt auch dem Eingang, denn es kam darauf an, mit Kennerblick lästige Besucher, diese ganze Skala von Versicherungsvertretern, Vorschußjägern und sonstigen Bettlern, unter allen Umständen den Herren von der Redaktion fernzuhalten, und andererseits willkommene, einflußreiche Besucher mit schuldigem Respekt und gebührendem Aufwand zu empfangen. Wenn man mit solcher Tätigkeit seine zweihundert Mark im Monat verdiente und noch einiges nebenher, worüber man nicht sprach und keine Steuererklärung machte, wovon man der Alten Zuhause auch nicht immer ablieferte, Einnahmen, die sich aus guten Tips der Sportredaktion für Pferderennen, aus erwiesenen Gefälligkeiten für die Herren vom Nachtdienst herleiteten, konnte man mit seinem Schicksal zufrieden sein und brauchte sich nicht

überflüssige Gedanken zu machen, in dieser Zeit schon gar nicht, wo niemand seines Platzes sicher war, und man nicht wissen konnte, was morgen käme.

Aber auch Hans Hesse, der sich für das ihm hier zugewiesene Sachgebiet, Universitäts- und Jugendfragen, stärker interessierte als für den reinen Journalismus, war von der aufgefangenen Mitteilung über die Herausgabe eines Extrablattes nicht sonderlich überrascht, in seiner schon gekennzeichneten Naivität wünschte er sogar unbestimmt, daß es sich eher um einen Regierungswechsel als um eine Monumentalkatastrophe mit Hunderten von Todesopfern handeln möchte, denn ein Zusammenhang zwischen einem Regierungswechsel und einem dadurch bedingten Massensterben im Mindestausmaße von Bergwerks- oder Erdbebenkatastrophen hatte sich seiner eigenen Erfahrung noch nicht aufgedrängt, und was historische Erinnerungen anbetraf, so gehörten sie eben der Geschichte an, bezogen sich also auf Tatsachen, die zeitlich zurücklagen und sich räumlich woanders abgespielt hatten, und dies woanders verwarf denn auch bei einem politisch noch Unaufgeschreckten wie Hesse jede Möglichkeit, so etwas sei bei uns möglich, womit nicht nur sein Land, sondern Europa überhaupt, vor allem aber unsere Zeit gemeint war, und man muß ihm zugestehen, er befand sich mit diesen anspruchsvollen Irrtümern in guter Gesellschaft.

Also trat er denn durchaus unbefangen beim Umbruchredakteur Blum ein, mit dem er in gutnachbarlichen Beziehungen stand, die selbst dadurch nicht kompromittiert waren, obwohl Hesse den gutmütigen kleinen Redakteur in den Anfängen ihrer Bekanntschaft gröblich zu Pumpzwecken mißbraucht hatte und seiner Pflicht zur Rückerstattung des Vorgeschossenen nur sehr lax und lustlos nachgekommen war. Er wußte, Blum war um diese Stunde, behaglich beim vorzüglichen selbstgebrauten Kaffee sitzend, auf die druckfeuchten Fahnen wartend, am ehesten zu sprechen, bei ihm erfuhr man alles Wissenswerte, was die tägliche innere Geschichte der Zeitung anbetraf, allen Klatsch, über den auf dem Laufenden zu sein, sich aus mancherlei Gründen empfahl. Um so erstaunter war Hesse, der an die bevorstehende Idylle einer Kaffeeplauderviertelstunde gedacht hatte, daß ihm bei seinem Eintreten, sein Klopfen schien überhört worden zu sein, ein entsetzlicher Lärm entgegen schlug. Blum, hemdsärmelig, stand schwitzend, zwei Telefone

gleichzeitig bedienend, an seinem Arbeitstisch, seine Stimme war heiser vor Ermüdung und Aufregung, abwechselnd brüllte er in die Muscheln: „... die ganze Seite freihalten, ja, die Ministerliste kommt jede Minute, natürlich, ganz große Schlagzeile: Hitler mit der Regierungsbildung betraut ...“

Und bei diesem Stichwort begriff Hans Hesse endlich, und er wurde unruhig. Er hatte keine Sympathie für die Bewegung, deren Ziele so konfus schienen wie das Verhalten ihrer braunbehemdeten Anhänger ungebärdig und gewalttätig dünkte. Mit greller Deutlichkeit erinnerte sich Hesse jetzt wieder des Überfalls, den die Braunhemden unlängst auf die Universität unternommen hatten, wobei sie, zahlenmäßig in stattlicher Übermacht auftretend, rücksichtslos andersdenkende Studentinnen und Studenten niedergetreten und mit Gummiknütteln und Totschlägern bearbeitet hatten.

„... nein, keinen Kommentar, nur die offiziellen Meldungen ... und für die Abendausgabe, alles raus, was inopportun sein könnte ... höchste Vorsicht, die Montagsbetrachtung vom Chef auf jeden Fall unterdrücken, raus, je mehr, desto besser, na also, geht Ihnen endlich ein Licht auf, was nun gespielt wird ...“, vernahm Hesse weiterhin die verzweifelten Bremsbemühungen Blums, der ihm zwischendurch ungeduldig zunickte, aber kaum hatte der Redakteur aufatmend eingehängt, als gleich wieder schrilles Klingeln auftönte. „Ja, ich mußte im Schlaf stören“, hörte Hans ihn nun sagen, und er nahm belustigt wahr, wie Blum sich unmerklich verbeugte und eine korrekte Haltung annahm. „Bitte sofort zur Redaktion kommen, Herr Chefredakteur. Ja, ja, der Ferndrucker spuckt nur so Neuigkeiten. Die Liste? Noch nicht fertig, scheint's, aber wahrscheinlich doch konservative Majorität, Papen? ... Natürlich! Also auf gleich, auf Wiedersehen, Herr Chefredakteur.“ Mit einem Seufzer ließ er sich in den Sessel fallen. „Aus“, stöhnte er, „und nicht nur mit dem gemütlichen Kaffee. Aus! Jetzt geht's los.“

„Ein bißchen plötzlich, die ganze Sache“, sagte Hesse. „Ich hätte nicht gedacht ...“

„Mensch, was wissen Sie schon von den Hintergründen“, fiel ihm Blum ins Wort, „Ihnen fehlen ja die Anfangsgründe in der Politik! Plötzlich, plötzlich“, echote Blum aufgebracht. „Zwei Jahre schon warte ich darauf, auf den Schlamassel, das lag doch in der Luft. Ich hab' da

schon immer 'ne Witterung gehabt, Kunststück, bei meiner Nase, die mir jetzt alles versauen wird, nebenbei. Na, und nun ist's passiert!“

Hesse sah den Redakteur beunruhigt an. Er kannte ihn kaum wieder, den kleinen, lebendigen, vergnügten Blum, der jetzt vor Aufregung zitterte, wenn er seinen wahren Zustand auch noch so sehr hinter einer sarkastischen Wurstigkeit zu verstecken suchte.

„Ein Regierungswechsel mehr“, wandt Hans ein, selbst nicht mehr ganz überzeugt, ob solche gleichgültige Auffassung des Vorgefallenen gerechtfertigt sein könnte.

„Mensch“, erwiderte Blum und lächelte krampfhaft, „tun Sie doch nicht so! Sie allerdings können lachen, bei Ihrem Aussehen, blond mit blauen Augen wie nun bald vorschriftsmäßig. Ich bin Jude, mein Herr, falls Ihnen das bisher entgangen sein sollte.“

„Sie glauben doch nicht, daß die Leute mit dem antisemitischen Unsinn Ernst machen werden?“

„Hören Sie mal“, entgegnete Blum nachsichtig, „ich glaube wahrscheinlich nicht an Gott und nicht einmal an die Gottähnlichkeit meines Chefs, aber daran, daß sie gerade damit Ernst machen, und daß es nun mit uns aus ist, daran glaube ich.“

Ein Bote kam herein.

„Eben durchgegeben!“ bestellte er und übergab dem Redakteur ein langes, mit den charakteristischen Typen des Ferndruckers bedecktes Blatt Papier. Ehe Blum die Nachrichten auch nur überfliegen konnte, stürmte der Chefredakteur ohne Klopfen ins Zimmer.

„Die Liste ist da?“ fragte er statt jeder Begrüßung und riß Blum die Papiere aus der Hand. Er atmete schwer, von seinem Geschwindmarsch erhitzt, er war korpulent und nicht mehr der Jüngste. Hesse kannte ihn kaum, selbst für feste Mitarbeiter war es nicht leicht, ins Allerheiligste des Chefs vorzudringen, das von Diener und Sekretär argwöhnisch bewacht war und um das sich die respektvollsten, aber auch mancherlei despektierliche Legenden rankten. Darum fand es Hesse, der bei sich gewisse hierarchische Neigungen kannte und dem sich mit der Vorstellung des Chefs bisher immer etwas von Unerreichbarkeit und Unnahbarkeit verbunden hatte, fernab und gelassen thronend, liebte er ihn sich vorzustellen, fast von schlechtem Geschmack, daß ein Zufall es fügte, den Gewaltigen in einigen Äußerungen eines sozusagen nackteren

Menschentums zu belauschen, denn in den Zügen des jetzt wie gehetzt die Meldungen Lesenden spiegelten sich unverkennbar Fahrigkeit und Aufregung, ja eine Art körperlicher Angst, Furcht vor Drohungen, vor Möglichkeiten, die in den würde- und abstandsvollen Wendungen seiner Leitartikel bisher noch nie aufgetönt waren. Endlich glätteten sich die Züge des Chefs ein wenig, er überlas, schon ruhiger, aufs Neue die Mitteilung.

„Der konservative Einfluß ist aber doch recht stark“, sagte er. „Und“, fügte er zögernder hinzu, „alles bleibt ja sozusagen in legalen Bahnen, Reichstagsauflösung, aber Neuwahlen, damit wird die Verfassung eigentlich nicht angetastet, ist doch viel Wasser im Wein, meinen Sie nicht auch?“

Aber Blum schwieg, und es war ein beredtes Schweigen, da ihm seine Stellung offenen Widerspruch verbot. Und doch schien seine stumme Antwort den Chef zu beeinflussen.

„Ist die Abendausgabe schon gesetzt?“ erkundigte er sich plötzlich besorgt. „Mein Leitartikel?“

„Schon rausgenommen“, bemerkte Blum lakonisch, „ich glaubte, mit der Anweisung in Ihrem Sinn zu handeln.“

Hesse merkte erstaunt, daß ein feindlicher, ja eigentlich verächtlicher Ausdruck über Blums Gesicht huschte.

„Es war richtig so“, stimmte der Chef zu und suchte mit unruhigem Mißtrauen in den Zügen seines Untergebenen zu lesen, „man darf nicht leichtfertig Angriffsflächen bieten. Jetzt heißt es geschickt lavieren.“

„Also sich umstellen?“ fragte Blum, zögernd und aggressiv zugleich.

„Das auf keinen Fall“, widersprach der Chef würdevoll, „unsere Haltung soll durch ihre vornehme Unbeirrbarkeit auch weiter Respekt einflößen. Wir fallen nicht um.“

„Nicht gleich“, flüsterte Blum boshaft Hesse zu, während der Chefredakteur nach dem Telefon griff. „Ich habe Kirchburg schon bestellt“, sagte Blum dann mit devotem Spott, „wenn Sie ihn wollen, unnötig, sich zu bemühen.“

„Wo steckt er nur?“ fragte der Chef ungeduldig.

„Er wird gerade mit Berlin telefonieren“, meinte Blum mit ironischem Nachdruck. „Mit dem Minister. Mit dem neuen Minister natürlich“, fügte er hinzu. „Er hat ja gute Verbindungen.“

„Um Himmelswillen, verschonen Sie mich jetzt wenigstens mit Ihren kollegialen Eifersüchteleien“, rief der Chef nervös, „außerdem wissen Sie, wie sehr ich Kirchburg schätze, welch unschätzbare, unersetzliche Kraft die Zeitung gerade an ihm hat.“

Blum hatte nur zu gut verstanden. Aber seit ihm größere Katastrophen ahnungsvoll vorschwebten, war er nicht mehr gewillt, sich zurechtweisen zu lassen, doch wurde seine Entgegnung durch den Eintritt des Erwarteten unterbrochen.

Man merkte Kirchburg nichts von der allgemeinen Aufregung an. Der leicht zur Korpulenz neigende Vierziger, dessen früher regelmäßige Züge eine starke Tendenz zu einer noch durch Massage bekämpften schwammigen Aufgedunsenheit verrieten, war tadellos und elegant gekleidet, ein diskretes Parfüm umwogte ihn. Das kühle, maskenhafte Lächeln, das Hesse heute fehl am Platz schien, da er wußte, daß Kirchburg gerade für den politischen Teil verantwortlich zeichnete, ließ sich vielleicht als Ergebnis diplomatischer Ambitionen deuten, denn diesen Redakteur umschwebte schon seit einem Jahr beharrlich das Gerücht, er beabsichtige in die Diplomatie hinüberzuwechseln, was Blum jedoch nur als Versuch auslegte, dem Chefredakteur noch mehr Gehalt und noch mehr Machtzuwachs für eine ohnehin schon überstarke Position abzudrängen.

„Was ist nun zu tun nach Ihrer Meinung, Kirchburg?“ rief der Chef ungeduldig.

Kirchburg entzündete umständlich eine Zigarette, nachdem er den andern erfolglos angeboten hatte, wobei sich sein Blick mit bedeutsamer Mißbilligung dem ihm nur flüchtig bekannten Hesse zuwandte, dessen unerklärliche Anwesenheit ihn zu stören schien.

„Sie wissen“, sagte er langsam, „daß meine persönlichen politischen Anschauungen schon immer viel weiter nach rechts, um es würdiger zu sagen, im Sinne einer nationalen Weltanschauung orientiert waren, als sie öffentlich zu bekunden die bisherige Tendenz unseres Blattes es erlaubte.“

Der Chef trommelte nervös auf der Tischplatte, peinlich berührt und beunruhigt, wie es schien. Blums ironisches Lächeln verzerrte sich zu einer Grimasse von Ekel und Genugtuung. Der Chef gewann als erster Gewalt über sich.

„Der Augenblick scheint mir zur Ablegung öffentlicher Glaubensbekenntnisse schlecht gewählt“, rügte er mit Nachdruck. „Ich habe mich an meinen Mitarbeiter gewandt, nicht an die Privatperson.“

„Verzeihung“, warf Kirchburg geschmeidig ein, „aber wenn Sie mich nach diesem Geständnis von der Leitung des politischen Teils entbinden möchten, ich stehe jederzeit zur Verfügung.“

„Ist Ihre Parteikarte auch echt?“ fragte Blum höhnisch.

„Herr Blum“, mahnte der Chef, scharf und verweisend.

Hesse spürte, wie unerquicklich die Auseinandersetzung wurde, doch bannte ihn Neugier zu bleiben, da man ihn nicht zu beachten schien.

„Obwohl mich ein solcher Abschied mit tiefstem Schmerz erfüllen würde“, fuhr Kirchburg unbeirrt fort, „um der Freundschaft und Anhänglichkeit willen, die mich an dies Haus und vor allem an Ihre Person, Herr Chefredakteur, fesseln.“

Der Angeredete lächelte geschmeichelt und versöhnt.

„Aber unsere ganze Haltung“, sprach er drängend.

„Ich nahm schon Fühlung mit Berlin“, erläuterte Kirchburg geduldig bei soviel Unvermögen zu einer opportunistischen Haltung, „selbstverständlich, wenn Sie statt meiner ins Ministerium fahren wollen, aber, wenn ich mir gestatten darf darauf hinzuweisen, und ich bitte Sie um Verzeihung, derartige Dinge überhaupt vor Ihnen zu erwähnen, die immerhin, hm, peinlich klingen könnten, daß die neuen Herren diese Vorurteile, wie soll ich's nur sagen, nun eben diese lächerlichen antisemitischen ...“

„Selbstverständlich, selbstverständlich“, beeilte sich der Chef zu versichern, „meine Reise wäre nicht opportun. Fahren Sie, Kirchburg, fahren Sie. Ein Kurswechsel kommt natürlich unter keinen Umständen in Frage, denken Sie an unsern spezifischen Leserkreis, unsere Tradition. Eine gewisse Zurückhaltung, natürlich, Gott, wenn ich an meine Verantwortung denke, an die Hunderte von Angestellten, die brotlos werden, falls wir uns in einem aussichtslosen Kampf engagieren.“

„Ich berücksichtige das alles“, versicherte Kirchburg. „Ich empfehle Zurückhaltung, keine Angriffe. Und wir dürfen uns auch dem Großen, das mit dem heutigen Tag nach meiner intimen persönlichen Überzeugung beginnen kann, nicht verschließen. Denken Sie an das Positive.“

Ein nationaler Aufbruch, das wäre wohl das Wort, unseres armen und doch so großen Volkes. Sehen Sie, dem kommt man mit dem Rüstzeug einer kleinlich analysierenden, hm, eben intellektualistischen Kritik nicht bei.“

„Deutschland erwache!“ rief Blum halblaut, voll aggressiver Ironie.

Kirchburg warf ihm einen abwägenden Blick zu, in dem schon aller Wille stand, den kleinen Redakteur baldmöglichst zu Fall zu bringen. Zwischen beiden Männern herrschte seit langem ein Verhältnis intimster Gegnerschaft.

„Blum, Sie sind ein unverbesserlicher Zyniker“, bemerkte der Chef, streng und tadelnd. „In diesem Augenblick, der bitter sein mag, aber wo Geschichte geschrieben wird ...“

Hans Hesse hörte die Fortsetzung nicht mehr, er entfernte sich. Er hatte genug vernommen, um sehr nachdenklich zu werden. Wenn allorts der „Männerstolz vor Fürstenthronen“, mit dem man in dieser Stadt und in jenen Kreisen, mit denen er zumeist zu tun hatte, besonders lebhaft kokettiert hatte, dem hierorts eben bekundeten entsprach, dann mochten Blums Vorahnungen sich bestätigen. In Gedanken versunken ging er im Flur auf und ab. Endlich kamen der Chefredakteur und Kirchburg aus Blums Zimmer. Sie gingen, lebhaft miteinander plaudernd, wobei der Chefredakteur den Arm seines Begleiters genommen hatte, zu einer privateren, intimeren Besprechung davon.

„Einen Zyniker hat dieser brave Idealist mich genannt“, höhnte Blum, als Hans wieder ins Zimmer zurückgekommen war. „Weil ich die Wahrheit sage, weil ich ihm nichts vormache, weil ich ihm zeige, was seine vermeintlichen Freunde ihm vorenthalten. Er belügt sich ja selbst. Wie sagte er noch, keine Änderung unserer Haltung, durch würdevolle Unbeirrbarkeit Respekt einflößen. Schöne Worte! Daß ich nicht lache! Er weiß schon vorher, er wird sie nicht in die Tat umsetzen. Und er ist ja schließlich auch bedroht, von wegen Stammbaum! Haben Sie's nicht gemerkt? Von Kirchburg war das allerdings ein starkes Stück mit der Bekehrung, wenn ich daran denke, daß der Sachen geschrieben hat, die ihn morgen eigentlich ins Gefängnis bringen könnten, wissen Sie in der Zeit, wo man noch rot trug. Na, der liegt richtig, aalglatt ist der Junge! Er wird noch mächtiger sein, wenn ich fliege. Denn ich fliege als Erster, Hesse. Der Alte wird allen Ballast über Bord gehen lassen,